

Sonntags-Blatt

Verantwortlicher Schriftleiter
Dr. phil. Franz Geuse

der Rheinischen Volkszeitung

Rotationsdruck und Verlag von
Hermann Rauch, Wiesbaden

Nachdruck aller Rechte vorbehalten

Nummer 20

Sonntag, den 15. April 1917

35. Jahrgang.

Kirchlicher Wochenkalender

Sonntag, 15. April: Weiher Sonntag. Anastasia.
Montag, 16. April: Benedikt V. Dienstag, 17. April:
Anastasius. Mittwoch, 18. April: Apollon. R. Donner-
stag, 19. April: Werner. Freitag, 20. April: Viktor.
Samstag, 21. April: Anselm.

*

Weiher Sonntag

Evangelium des hl. Johannes 20, 19—31.

In jener Zeit, als es an demselben Tage, am ersten nach dem Sabbate, Abend war, und die Türen (des Ortes), wo die Jünger sich versammelt hatten, aus Furcht vor den Juden verschlossen waren, kam Jesus, stand in ihrer Mitte und sprach zu ihnen: Friede sei mit euch! Und als er dieses gesagt hatte, zeigte er ihnen die Hände und die Seite. Da freuten sich die Jünger, daß sie den Herrn sahen. Er sprach dann abermals zu ihnen: Friede sei mit euch! Wie mich der Vater gesandt hat, so sende ich auch euch. Da er dies gesagt hatte, hauchte er sie an und sprach zu ihnen: Empfanget den Heiligen Geist. Welchen ihr die Sünden nachlassen werdet, denen sind sie nachgelassen; und welchen ihr sie behalten werdet, denen sind sie behalten. Thomas aber, einer von den Zwölfen, der Zwilling genannt, war nicht bei ihnen, als Jesus kam. Darum sprachen die andern Jünger zu ihm: Wir haben den Herrn gesehen. Er aber sagte zu ihnen: Wenn ich nicht an seinen Händen das Mal der Nägel sehe, und meinen Finger in den Ort der Nägel und meine Hand in seine Seite lege, so glaube ich nicht. Und nach acht Tagen waren seine Jünger wieder darin und Thomas mit ihnen. Da kam Jesus bei verschlossenen Türen, stand in ihrer Mitte und sprach: Friede sei mit euch! Dann sagte er zu Thomas: Lege deinen Finger herein, und siehe meine Hände, und reiche her deine Hand und lege sie in meine Seite, und sei nicht ungläubig, sondern gläubig. Thomas antwortete und sprach zu ihm: Mein Herr und mein Gott! Jesus sprach zu ihm: Weil du mich gesehen hast, Thomas, hast du geglaubt; selig, die nicht sehen und doch glauben. Jesus hat zwar noch viele andere Zeichen vor den Augen seiner Jünger getan, welche nicht in diesem Buche geschrieben sind; diese aber sind geschrieben, damit ihr glaubet, Jesus sei Christus, der Sohn Gottes, und damit ihr durch den Glauben das Leben habet in seinem Namen.

*

Weiher Sonntag, du bist einer jener wenigen Tage, die mir aus der Jugendzeit ins Alter hinüberleuchten, so rein, so goldig, so ohne Flecken und Makel, so ganz selig und glücklich. Der neue Pfarrer, ganz jung und mit einem Herzen voll Eifer, voll Liebe zu seinen Kindern, wünschte, daß die Kinder nicht mit dreizehn, sondern mit zwölf Jahren zur ersten hl. Kommunion gingen. Er wagte aber fürs erste Mal den Eltern keinen Befehl zu geben, sondern überließ es ihrem Wohlwollen. Keine Eltern ließen sich von diesem Wohlwollen führen und erlaubten mir und meinem Zwillingsschwager die Teilnahme. Im Abend begann der Unterricht. Wenns kalt war, nahm uns der Pfarrer ins Pfarrhaus, da wars schon warm, und es wurde auch warm in unseren Herzen. Er besorgte uns „das gute Kommunionkind“. Ja, das war ein Buch. Noch heute weiß ich, was drin steht, von der näheren und entfer-

teren Vorbereitung, und die schönen Erzählungen und Gebete. Das war mal wieder was anders, als Fragen und Antworten im Katechismus. Dann kam die Generalbeichte mit ihren Befürchtungen und Ängsten, ihren kindlichen Seimlichkeiten und den langen Sündenzetteln und den strahlenden Gesichtern, wenn wieder eins aus dem Beichtstuhl kam. Drei Tage vor Weichensontag gab's wieder was neues, etwas, was wir noch nie mitgemacht hatten. Das waren Exerzitien, in der Kirche, und Stillschweigen dazu, zuhause, auf der Straße, überall, und die Versuche der anderen Kinder, uns zum Sprechen zu verleiten. O wie wichtig kamen wir uns da vor, wie so sehr in den Mittelpunkt der ganzen Pfarrei gerückt. Und wenn uns jemand begegnete, gläubten wir, er sehe uns genauer an als sonst, als wolle er uns bis in die Seele hinein schauen, ob schon Früchte von den religiösen Übungen bei uns wahrzunehmen seien. Zuhause brauchten wir nichts zu schaffen. Der Herr Pfarrer hatte auf der Kanzel gesagt, die Eltern möchten uns für diese Tage mit den häuslichen Arbeiten verschonen. Dafür war unsere Arbeit in der Kirche und um die Kirche herum, am Rhein auf und ab gehen, nachdenken und was sonst noch dergleichen zu den Exerzitien gehört. Am Vorabend kam dann der letzte Schliff, die Beichte über die paar Tage seit der Generalbeichte. Dann waren wir entlassen, der Pfarrer hatte seine Schuldigkeit getan, und er überließ uns bis morgen der Obhut des Elternhauses. Da hingen schon an der Wand die neuen Kleider, die der Schneider gebracht hatte.

Früher war es in unserm Rheindorf Sitte, daß die Buben bei der ersten hl. Kommunion einen sogenannten Flitterrock trugen, was man sonst Gehrock nennt. So ein Flitterrock mit kurzen Schößen, wie sie für einen Dreizehnjährigen passen, wurde nur am Weichensontag getragen. Der Flitterrock war das Staatskleid des Kommunionkanten, das Stoffkleid, das für den Zutritt zum himmlischen König vorgeschrieben war. Ohne diesen Flitterrock konnte man sich einen Weichensontagsbub nicht denken. Noch früher war, wie unsere Eltern erzählten, zum Flitterrock ein Zylinder vorgeschrieben. Wir lächeln heute, wenn wir uns dreizehn-, vierzehnjährige Jungen mit Gehrock und Zylinder denken. Ich finde aber nichts Lächerliches dabei. Ich glaube, wenn wir 20 Jahre weiter sind, wird man aber die heutige Mode mehr lachen, als wir über die Mode der fünfziger, sechziger und siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts. Nun gut, der Zylinder war gefallen, aber der Flitterrock war geblieben. Da so ein Rock nicht billig war, er zudem auch nur an dem einen Tag getragen wurde, so behielten sich die Leute, so gut sie konnten. Die Flitterröcke in unserm Dorf vererbten sich von Geschlecht zu Geschlecht. Es kam nicht selten vor, daß ein Junge den Flitterrock seines Vaters von dessen Kommuniontag trug. Sehr selten wurde einer neu angefertigt. Man ließ sich ihn von Verwandten und Bekannten, ging auf die benachbarten Dörfer, wo ebenfalls der Flitterrock am Weichensontag herrschte, und suchte nach einem Jungen, der etwa dieselbe Größe hatte, und bat, ob man nicht so gut sein wolle, für den einen Tag den Flitterrock zu leihen. Nun waren wir aber zwei in unserer Familie, wir waren ja Zwillinge. Einer von uns hätte zwar von unserem älteren Bruder den Flitterrock haben können. Für den anderen konnten wir aber selbige mal keinen aufreiben. Da entschlossen sich meine Eltern, für uns moderne Röcke machen zu lassen, aber nicht ohne vorher den Herrn Pfarrer

von dieser Durchbrechung der ehrwürdigen von den Vätern übernommenen Tradition Mitteilung zu machen und ihn zu bitten, der Zwangslage Rechnung zu tragen. Der Schneider kam also ins Haus und maß uns Zwillingen neue Röcke aus von jener Form, wie sie etwa auch heute noch gebräuchlich sind. Wir waren damals die einzigen von unseren Kameraden, die ohne Flitterrock an die Kommunionbank gingen. Aber im nächsten Jahre war kein Flitterrock mehr am Weichensontag zu sehen. Alle erschienen in neuemodischem Gewande. So leicht sind halt die Menschen für das Neue zu haben.

Abends wurde eine gründliche Reinigung des ganzen Körpers vorgenommen, und die Mutter sorgte dafür, daß alles gehörig und in Ordnung geschah. Damit der lange Fastenbormittag besser ausgehalten wurde, bekamen wir abends ein Ei zum Austrinken. Das war das erste rohe Ei, das wir überhaupt gegessen hatten. Hühner hatten wir nicht. Wir mußten die im Haushalt notwendigen Eier stets kaufen. Wenn sie auch nicht so teuer waren, wie jetzt im Krieg, so waren das doch Ausgaben, die möglichst vermieden werden mußten. Da blieb zum Kochen nichts übrig. Ich glaube aber, die extra gegebenen Speisen zur besseren Ueberwindung des Hungergefühls am Weichensontag sind recht überflüssig. Am Weichensontag denkt kein Kind an Hunger. Die Aufregung des Tages, die festliche Stimmung läßt den Hunger gar nicht aufkommen.

War denn der Tag endlich angebrochen, so gab's vor dem Gang zur Kirche noch eine religiös-häusliche Feier. Das war die Bitte um Verzeihung bei den Eltern. Das Kind bittet die Eltern um Verzeihung für allen Ungehorsam und Verdruss, den es ihnen jemals zugefügt. Vater und Mutter greifen dann in den Weihbrunnen und segnen mit dem heiligen Wasser das Kind. Wie tief ergreifend ist doch dieser Elternsegnen am Weichensontag! Nun magst du, glückliches Kind, dahinziehen in die Kirche, deinem Heiland entgegen. Er thront schon in deinem Herzen durch die heiligmachende Gnade, die du dir in der Beichte erworben. Hernach kommt er in sakramentaler Weise zu dir. Deine Eltern begleiten dich mit ihren frommsten Wünschen. Sie haben dir ihren Segen mitgegeben. Der Elternsegnen ist keine leere Zeremonie, sondern es ist Kraft und Wirkung dahinter. Durch das heilige Ehesakrament sind Vater und Mutter in ihren Dandlungen, die sich auf die Kindererziehung erstrecken, geheiligt und mit einer übernatürlichen Wirksamkeit ausgestattet. Wenn sie also ihre Hand zum segnen erheben, dann liegt darin eine besondere Weihe, eine ihnen von Gott um des Ehesakramentes willen verliehene Kraft. Nun ging's in die Schule. Da sollte die Prozession die Kommunionkinder abholen. Da sahen sich auch die Kinder gegenseitig in ihrem Weichensontagskleid. Manche hat man gar nicht sofort erkannt, so verändert waren sie in ihren neuen Kleidern. Die Mädchen trugen damals noch keine weißen Kleider, sondern schwarze, die sie auch nachher an ihren Kommuniontagen und an den Feiertagen trugen konnten. Nur ein Mädchen war dabei, das ein weißes Kleid anhatte. Das war des Pfarrers Nichte, die im Pfarrhaus wohnte und den Unterricht mit uns von Anfang an empfangen hatte. Der Pfarrer war aus der Stadt, und da hatten die Kinder schon immer weiße Kleider. Die Mutter dieses Mädchens war gekommen, um am Festtage ihres Kindes teilzunehmen. Sie war eine kranke Dame, konnte nicht gehen und mußte immer gefahren werden.

Auch der Lehrer wurde von den Kindern um Verzeihung gebeten. So war denn von allen Seiten die Verzeihung angeboten und angenommen und das Fest der Liebe konnte seinen Fortgang nehmen. Bald kam die Prozession, der Priester erschien in der Türe, besprengte uns mit Weihwasser und Weihrauchdunst, gerade wie bei einem Exorzismus, wo der Priester am Altare vom andern Priester verhauchert wird. Wie ehrwürdig, wie kirchlich und geweiht kamen wir uns da vor! Und in der Kirche, die Erneuerung der Taufgelübde mit dem herrlichen Lied: Fest soll mein Taufbund immer stehen, von uns ganz allein gesungen, der Opfergang beim Offertorium mit dem eingewickelten Gelb. Die Predigt ging uns nichts an, die war für die Eltern und die anderen Leute. Uns war genug gepredigt worden, gestern Abend noch einmal recht eindringlich und väterlich, als der Herr Pfarrer die Exerzitien schloß und uns nachhause entließ. Die Wandlung kam, und dann verstummte auf einmal die Orgel und der Herr Lehrer betete die herrlichen Gebete vor der hl. Kommunion vor, die wir stückweise nachsprechen mußten. Was sind das doch für fromme, schöne Gebete gewesen! Noch heute kann ich sie auswendig und bete sie vor und nach jeder hl. Messe. Im neuen Katechismus stehen sie gar nicht mehr. Das ist wirklich schade. Das neue Rituale hat sie zwar wieder aufgenommen, aber arg beschnitten und umgemodelt. Die Schönheit der früheren Gebete erreichen sie nicht. Ich kann mir keine schönere würdigere Vorbereitung und Dankagung bei der hl. Kommunion denken als diese Gebete. Später, als ich als Pfarrer den Erstkommunionunterricht zu geben hatte, habe ich sie, da sie nicht mehr zu haben waren, extra drucken lassen und sie den Kindern zum Auswendiglernen gegeben.

Die Kommunion nahte. Wir durften am Altare kommunizieren. Zwei Messdiener hielten das Tuch und vier und vier traten hinzu. So wie wir beim Herantreten von zwei Messdienern mit Fadeln abgeholt wurden, so wurden wir auch wieder in unsere Bank von ihnen geleitet. Eine Fronleichnamsprozession im Kleinen! Die Monstranz, in der die hl. Hostie ruht, das ist das kleine Kinderherz, in das Jesus seinen Einzug gehalten hat. O Glück, o Seligkeit! Jesu, Jesu, komm zu mir, so sangen sie jetzt, eine Strophe nach der anderen. Wir aber verharrten anbetend in stillem Glück in unserer Bank und beteten, das Gesicht mit den Händen verhüllt. Da schwiege wieder die Orgel und von oben herab kam die Stimme des Lehrers: O mein Jesus, woher kommt mir dieses, daß du, mein Gott, dich herabgelassen hast, bei mir armen Sünder einzufahren! Erst zaghaft, dann kräftiger fielen die Stimmen der Kinder ein. Sie hätten gern noch etwas für sich gebetet. Nun, dann hernach wieder.

Was sind das doch für gewaltige Augenblicke nach der hl. Kommunion! Es ist die geheimste Aussprache zwischen Gott und der Seele, der vertraulichste Verkehr zwischen Jesus und seinem Jünger, es ist die Szene, wie sie uns beim letzten Abendmahl geschildert wird, da Johannes, der Lieblingsjünger, an der Brust des Heilandes ruht. Da werden große Gedanken und Entschlüsse wach, von Jesu Gnade befruchtet und zur Entwicklung gebracht. Da wird der Keim gelegt zu einem Leben, das, wenn auch nach manchen Stürmen und Irrwegen, doch immer wieder zu Gott zurückführt und ein seliges Ende verschafft.

Vor der Kirchthüre warten die ungeduldrigen Mütter auf ihre Kinder, um sie heimzuführen und ihren hungernden Leib zu stärken. Die Wirklichkeit mit ihren Forderungen war wieder da, aber den ganzen Tag noch lag die Weihe des Sakramentes und der Duft der Anstalt über dem Hause, in dem der Herr Einkehr gehalten. Bv.



Der hl. Leo IX. — der wider Willen Erhöhte

(19. April.)

Wer der Größere unter euch ist, soll euer Diener sein! Mt. 23, 11.

Herrschen und über andere gebieten ist eine Sache, die die Welt so laut anpreist. Christus und der Geist Christi kennt ein solches Streben nicht; sie raten das Verborgenheit und das Dienen. Wenn aber der, der von diesem Geiste erfüllt ist, trotz allem Widerstreben herrschen muß, ist ihm dies herrschen dienen und so eine Herrschaft zu fremdem und eigenem Heile; das sehen wir so recht wieder am Leben des hl. Papstes Leo IX.

Am 21. Juni 1002 wurde dem Grafen Ludwig v. Dachsburg von seiner heiligmäßigen Gattin Heilwig ein Sohn geboren, der in der Taufe den Namen Bruno erhielt. Mit fünf Jahren kam der schöne und verständige Knabe an den Hof des vortrefflichen Bischofs Berthold von Toul, wo Bruno eine ausgezeichnete Erziehung erhielt, wo auch in ihm der Ruf immer lauter wurde, sich dem geistlichen Stande zu widmen.

Sobald der junge Grafenjohn mit der Berufsfrage im Reinen war, galt all sein Gebet und all seine Arbeit der Vorbereitung auf die hl. Weihen. Besonders suchte er auch durch Uebung der Nächstenliebe diese Vorbereitung zu machen; täglich besuchte er die Hütten der Armen oder die Stätten, wo Krankheit und Gebrechen ihre Pflege fanden. Als er dann zum Diakon geweiht war, kam er an den Hof seines Betters, des Kaisers Konrad II., wo er durch seine Tüchtigkeit, seine Bescheidenheit und seine hervorragende Sittenreinheit, die Augen aller auf sich zog.

Und der milde Bruno mußte nun sogar zum Schwerte greifen! Als Kaiser Konrad 1025 nach Italien zog, unterstellte der Bischof von Toul, der auch Reichsfürst war, die Truppen, die aus seinen Landen den Römerzug mitmachten, dem Heiligen. Nur im Gehorsam übernahm er den Befehl, war aber dann den Truppen nicht nur ein tapferer, umsichtiger Führer, sondern auch ein Schubengel, insofern er sie vor allem Bösen mit ernster Liebe zurückhielt.

Als Bruno heimkehrte war der Bischof tot, und er einstimmig zum Nachfolger erwählt worden. So wenig er sich für würdig hielt, ein Hirte anderer zu sein, so ernst nahm er doch seine Pflichten. Von dem berühmten Kloster Cluny ging damals eine Bewegung aus, die die Reform der ganzen Kirche vorsah. Der Bischof von Toul strebte mit erleuchtetem Eifer dahin, daß diese heilsame Bewegung mit all ihrer Kraft und all ihrem Segen in seinen Sprengel münde. Und da er die Last, die er anderen im Auftrage Gottes aufgab, selbst zuerst trug, wurde sie mit Freuden und mit Frucht auch von seinen Gläubigen getragen. Und damit die Gebote Gottes umso freudiger von ihnen erfüllt würden, übte er das Gebot der Nächstenliebe mit wahrhaft helldienender Aufopferung. Selbst den Ärmsten und Verlassenen diente er in eigener Person.

Eine wahrhaft kindliche Ergebenheit zeigt er gegen den apostolischen Stuhl; jährlich pilgerte er einmal nach Rom, um dem Statthalter Christi über seinen Sprengel Rechenschaft abzulegen, aber auch, um sich für die Ausübung seiner Hirtenpflichten den Segen der Apostelfürsten zu erbitten. Die gleiche Ergebenheit und Treue bewies er gegen den Kaiser. Als die burgundischen Großen sich gegen die berechtigten Ansprüche des Kaisers erhoben, blieb er nicht nur treu, er brachte durch sein Beispiel auch andere zur gleichen Treue und erparte so seiner Heimat die verhängnisvollen Auseinandersetzungen des Schwertes.

1084 starb Papst Damasus II. Die Römer wünschten Brunos Freund Salinard von Lyon. Aber Konrads Sohn und Nachfolger, Heinrich III., ernannte mit der Reichsversammlung zu Worms Bruno zum Papste. Dieser bat und beschwor den Kaiser und die Reichsfürsten drei Tage lang, doch von ihm abzusehen. Als aber Fürst und die fürstliche Versammlung fest bei der einmal getroffenen Wahl blieben, gab er endlich nach, aber nur unter der Bedingung, daß die Römer

nochmal frei wählen dürften. Von Hildebrand, dem Prior von Cluny, dem nachmaligen hl. Gregor VII., begleitet, zog er nach Rom, wo er gerade durch Hildebrands Bemühen einstimmig zum Oberhaupte erwählt wurde.

Wie er zu Toul im Kleinen für die Erneuerung seiner Kirche gewirkt, so zu Rom im Großen. Zunächst berief er eine Synode in Rom, wo er mit klugem Ernste die alten Kirchengesetze erneuerte und auch energisch auf ihrer Durchführung bestand. Dann durchzog er Italien, Frankreich und Deutschland und auf den Versammlungen zu Bavia, Reims und Mainz berief er wie in Rom über die Maßnahmen einer durchgreifenden Erneuerung, und gerade sein persönliches Erscheinen verschaffte ihm größeren Erfolg. Da der hl. Papst in den ewigen Frieden zwischen dem Adel der einzelnen Länder das größte Hindernis einer wirklichen Reform sah, arbeitete er sehr für die Einhaltung des sogenannten Gottesfriedens. Nach ihm durfte keiner von Mittwochabend bis Montagfrüh auf eigene Faust eine Fehde austragen.

Sein Gegenstand, verurteilte er in Verceil die Irrtümer des Berengar von Tours, wurde aber dann bald ganz in Anspruch genommen durch eine Bewegung im griechischen Reiche, die schließlich die griechische Kirche von der römischen ganz trennte. Aber kaum war diese Trennung erfolgt, da mußte der Heilige seine Krieger zum Kampfe gegen normantische Eindringlinge aufrufen, die sein Heer aber schlugen und ihn selbst in Gefangenschaft führten. Er wurde von den Feinden ob der Heiligkeit seines Lebens mit der größten Ehrfurcht behandelt. Leo betete und fastete für sein Volk und die Kirche. Die Mähen der Gefangenschaft rieben seinen Körper auf; krank lehrte er nach Rom zurück. Er ließ sich in die St. Peterskirche tragen, ermahnte das Volk in ergreifenden Worten zur treuen Haltung der göttlichen Gebote, empfing mit unbeschreiblicher Andacht die hl. Sterbesakramente und verschied unter dem Wehklagen seiner Gläubigen am 19. April 1054, erst 52 Jahre alt.

Der hl. Leo sträubte sich in ehrlichem Widerwillen gegen die hohen kirchlichen Würden, zu denen man ihn erhob. Aber einmal an die Spitze gestellt, sah er die Hauptaufgabe seiner hohen Ämter darin, anderen der Führer zum Heile und Segen zu sein. So erfüllte er das Gebot seines Meisters, der da gesagt: „Wer der Größere unter euch ist, soll euer Diener sein!“ Jedes Herrschen, das so aufgefaßt wird, wird, wenn auch im kleinsten Kreise ausgeübt, ein Dienen sein. Ein Dienen, das schließlich der Allgemeinheit nützt, das den Herrscher wie die Beherrschten glücklich macht.

„Das gilt zumal vom Monarchen, daß er ohne Zweifel für den Diener aller zu halten ist!“ (Dante.)

P. D. B., O. F. M.

4000

Weggeleitet zum Glücke

Von P. D. B., O. F. M.

Von den sittlichen Tugenden.

(Fortsetzung.)

Vonder wohlwollenden Liebe, das Mitleiden:

Wie entzündend

Und süß ist es, in einer schönen Seele
Verherrlicht uns zu fühlen; es zu wissen,
Daß unsre Freude fremde Wangen röset,
Daß unsre Angst in fremden Busen zittert,
Daß unsre Leiden fremde Augen wässern!

(Schiller.)

Ja, es ist ein großer Trost zu wissen, daß andere Mitleid fühlen mit dem Schwere, das wir tragen. Aber auf die Dauer ist es doch noch ein größerer Trost für uns, wenn wir selbst Mitleid fühlen mit dem Leiden, das den Nächsten getroffen.

Mit diesem Mitleid, der herrlichen Frucht der wohlwollenden Liebe, stellen wir unserer Seele das beste Zeugnis aus. Selbst Verling schreibt: „Der mitleidigste Mensch ist der beste Mensch, zu allen gesellschaftlichen Tugenden, zu allen

Arten der Großmut aufgelegtste. Wer uns also mitleidiger macht, macht uns besser und tugendhafter. Und dieses edle Gefühl hat in seiner schönsten Form der auf die Welt gebracht, der in mitleidigem Erbarmen den Thron seiner Herrlichkeit verließ, ein armer Mensch ward, aber als Mensch so unendlich reich an mitleidiger Liebe war. Wie hat der Heiland doch dieses Mitleid so großartig bewiesen. Seine Erlösungsstat, ein Wort, das eine Welt, nein, einen Himmel von Erbarmen in sich faßt, ist nichts wie ein göttlich großes Erbarmen; und als er dann „Wohlthaten spendend umher ging“ war sein Leben und Wirken durchwoben von den Heuerungen und Werken des Mitleids. Und diesem göttlichen Beispiele nachfolgend, sollen wir das Gebot seines Apostels erfüllen: „Freut euch mit dem Fröhlichen und weinet mit den Weinenden!“ (Röm. 12, 15.)

Wie bietet doch gerade dieser schreckliche Krieg so oft Gelegenheit, dieses christliche Mitleid zu betätigen! In Worten und Taten! Sogar im stillen Mitfühlen, das nur durch die teilnehmende Miene spricht, das oft sogar durch rücksichtsvolles Schwiegen spricht. Und dies Wort, diese Tat des Mitleids wird umso tröstlicher wirken, je mehr es von dem milden Hauche der christlichen Liebe durchdrungen ist, je mehr es wirklich die Sprache eines Herzens spricht, das seine wohlwollende Liebe aus dem Born der Liebernatur schöpft. Aber dieses Wort des Mitleids darf nicht Wort bleiben, wenn das Mitleiden durch Taten reden kann. Wie eilig muß es z. B. wirken, wenn eine reiche Dame einer armen Frau ihr Beileid ausspricht über den Verlust ihres Mannes, des Vaters und Ernährers ihrer Kinder, wenn sie aber die Dürftigkeit dieser Schwergelährten nicht sieht. Wie wahrhaft tröstlich aber muß das gleiche Mitleid wirken, wenn es eintritt in die Rechte des Gefallenen und des Ernährers und mit einer angemessenen Unterstützung ohne Aufdringlichkeit die immer mächtig wirkende Sprache der Tat redet.

Aber noch eins! Wir sollen jetzt im Kriege ein echt christliches Mitleiden zeigen. Das ist die Pflicht eines jeden! Das ist auch eine angemessene Anerkennung der wahren Vaterlandsliebe. Wer wie oft wird dies edle Mitleiden nicht nur gezeigt, wie oft wird ihm Lohn gekrochen von denen, die sich gebärden, als ob gar kein Krieg sei, die in Haltung, in Kleidung, in der ganzen Lebensführung zeigen, daß sie die Opfer gar nicht sehen, die Tausende, die Millionen bringen müssen. Lieber Leser, verehrte Leserin, stell dich nicht zu diesen herzlosen Menschen!

Doch ich brauche nicht weiter von dieser herrlichen Christentugend des Mitleids zu sprechen. Der wahre Christ übt sie, der edle Christ muß mitleidig sein — dem Selbstüchtigen aber redet man vergebens von dieser Wunderblüte des Christentums.

„Zum Mitleiden gehört ein Mensch, aber zur Mitfreude ein Engel; und es ist ebenso göttlich oder noch göttlicher, einer fremden Liebe mit einem kumm- glückwünschenden Herzen zuzuschauen, als sie selber zu haben.“ (3. Paul.)

Zum Mitleiden gehört ein Mensch, zur Mitfreude ein Engel — ein herrliches Wort! „Freuet euch mit den Fröhlichen!“ Welcher heidnische Philosoph hat je eine solche Forderung aufgestellt? Und wie edel und schön und befriedigend für beide — den Freudigen und den Mitfreudenden ist diese Offenbarung der wohlwollenden Liebe! Der hl. Bernard sagt von ihr: „Dieses ist die wahre und aufrichtige Liebe, wenn wir die Wohlthaten, die anderen zuteil werden, so freundlich und freudenvoll ansehen, als hätten wir sie selbst empfangen.“

Im Himmel wird es einmal eine der Hauptquellen unserer Seligkeit sein, uns mitzufreuen. Mitzufreuen mit der unendlichen Seligkeit der Gottheit, mitzufreuen mit der Borne seiner Ausgewählten. Deshalb sollten wir hier auf Erden schon unser Herz zu dieser edelsten aller Freuden erziehen. Und erziehen muß es jeder — auch der Bestveranlagte. Wir erziehen es damit für die Ewigkeit. Und je mehr wir von dieser ganz und gar selbstlosen Liebe empfinden, umso größer dürfte unser Vertrauen sein, einmal das Wort zu hören: „Freut euch mit den Ewig-Fröhlichen!“

Zum weißen Sonntag

Den Erstkommunikanten!

Heil Euch, ihr gottvermählten, sonnenbelichten,
Glückseligen Kinderherzen, frisch und rein!
Ihr Taublein wißt im Gnadenjonnenschin!
Doch merket auf! Man wird Euch Nege stellen!

Bald nah'n Euch Schmiedler, lockere Gefellen;
Sie laden Euch in ihren Kreis hinein;
Doch trinkt Ihr der Weltluft giftigen Wein,
Dann sind vergiftet Eure Freudenquellen.

Denn laßt Euch hant' Euch raten, laßt Euch warnen,
Trinkt nicht! Der Becher ist mit Gift gefüllt!
Laßt nicht mit bunten Reizen Euch umgarnen!

Daß keine bittere Träne Euch entquillt,
Daß Euer Herz kein böser Wurm benage,
Daß rein es bleibe bis zum letzten Schlage!



Was habe ich doch verloren?

Aus folgender Geschichte, die ein Franziskaner als wahre Begebenheit mitteilte, ist zu ersehen, welch' segensreichen Einfluß eine fromme, gott-ergebene Frau in der Familie ausüben kann.

Dieser Ordensmann kannte eine Dame, die Gott durch schwere Leiden prüfte, welche die Seele jedoch nach dem Beispiele der Schmerzensmutter, die sie innig verehrte, mit Stachmut und göttlicher Hingabe in Gottes heiligsten Willen ertrug. Sie schöpfte die Kraft hierzu aus dem täglichen Empfang der hl. Kommunion.

Der Gemahl dieser Dame, ein alter Offizier, war von einer frommen Mutter, die frühzeitig sein Herz für den wahren Glauben erschloß, erzogen worden. Doch das Soldatenleben hatte all' die guten Keime, welche die Mutter in bezug auf Religion ihrem Sohne eingepflanzt, erstickt; er war zwar sonst ein rechtschaffener Mann geblieben, aber an Stelle des festen Glaubens waren zuerst Zweifel getreten bis er dem traurigen Indifferentismus, der so häufig als Deckmantel von Gottlosigkeit erscheint, anheimgefallen.

Seine Frau weinte oft bittere Tränen über den traurigen Zustand ihres Gatten, den sie auf Erden zu sehr liebte, als daß sie im Himmel hätte von ihm getrennt sein wollen. Wie oft flehte sie daher in inbrünstigem Gebete um die Belehrung ihres Mannes, der glücklicherweise ihr selbst wie auch seiner Tochter in bezug auf ihre religiösen Übungen vollständige Freiheit ließ.

Zu ihrem großen Seelenschmerz sollte eines Tages ein neues Leid ihr zugefügt werden; ihr Gemahl teilte ihr nämlich mit, daß er Freimaurer geworden sei. Er sagte dies in einem höchst gleichgültigen Tone und bemerkte nicht, daß seine Frau bei dieser Nachricht vor Schreck erblaute und in dem Uebermaße ihres Schmerzes ihre Tochter an sich drückte, als sehe sie auf die Nacht von deren Unschuld die einzige Hoffnung für die Rettung ihres Mannes.

Sie hatte in ihrem Zimmer eine Statue des hl. Antonius von Padua; als ihr tränenvolles Auge auf dieselbe fiel, kam ihr plötzlich ein Gedanke, der sie mit neuer Hoffnung erfüllte.

„Mein Kind,“ sagte sie zu ihrer Tochter, „bete recht viel zu dem hl. Antonius, damit Dein Vater das wiederfinde, was er verloren hat.“

„Was hat denn mein Vater verloren?“

„Du sollst es später erfahren, bete nur und sage dem Vater nichts davon.“

Mit kindlicher Einfalt erhob das Mädchen sein Auge zur Statue und sprach mit ganzer Innigkeit folgendes Gebet: „Großer Heiliger mache, daß mein Vater das wiederfinde, was er verloren hat.“

In demselben Augenblick öffnete sich die Tür, und der Offizier trat ein, um seiner Gemahlin mitzutellen, daß er im Sinne habe, einen Spaziergang zu machen.

Im Fortgehen dachte er über die Worte nach, die er sein Kind beim Eintritt hatte beten hören. „Was habe ich denn verloren?“ fragte er

sich selbst. „Wahrscheinlich hat meine Frau etwas verlegt... aber eine sonderbare Idee, so etwas einer Statue vorzutragen! Doch was liegt daran! Sie ist eine so gute Frau und Mutter. Aber ich muß ihr dennoch sagen, daß sie sich nicht beunruhigen möge; denn am Ende, wenn ich wirklich etwas verloren hätte, so müßte ich es doch bemerken.“

Am ersten Tage des Juni war das Wetter so herrlich, daß es der Offizier vorzog, den Abend lieber im Freien zuzubringen, als zwischen den vier Mauern der Loge zu sitzen. „Eine gute Idee,“ sprach er zu sich selbst, indem er an seine Stirn klopfte „ich will meine Frau und meine Tochter holen, und wir werden eine Landpartie machen... aber... was habe ich denn nur verloren?“

Seine Gemahlin war höchst erfreut, als er ihr diese Idee mitteilte, und sah mit dankbarem Blicke zur Statue des hl. Antonius auf; sie verbarg diese Freude, aber sie errödete, als er sie plötzlich fragte: „Sage mir doch, habe ich denn wirklich schon etwas verloren?“

„Warum fragst Du mich um dieses?“ antwortete sie.

„Nun, weil ich die Kleine so sprechen hörte.“

Dabei blieb es; aber die Verlegenheit seiner Frau war ihm nicht entgangen, und noch oft fragte er sich: „Was habe ich denn verloren?“

Am Abend des 12. Juni befand sich die Mutter samt dem Kinde in ihrem Zimmer; die Statue erinnerte das Mädchen an den Auftrag der Mutter, und mit kindlicher Andacht trug es abermals seine Bitte vor: „Großer Heiliger, mache, daß mein Vater das finde, was er verloren hat.“

„Sage mir endlich, was ich verloren habe“, rief in heftigem Ton der Offizier, während er ins Zimmer trat. „Seit acht Tagen läßt mir dieser Gedanke keine Ruhe, und Du würdest gut tun, wenn Du mich darüber aufklären würdest; alsdann könnte ich beurteilen, ob es denn der Mühe wert sei, das Kind mit dieser Sache zu ermüden.“

Da erhob sich die Angesprochene und erwiderte mit ruhiger, aber fester Stimme: „Mein Freund, wäre es dir recht, müßst Du auf immer verlassen zu müssen?“

O, wenn du dies befürchtest und deshalb betest und zur Kirche gehst, dann kannst Du Dir das wohl ersparen.“

„Und doch, wenn Du das nicht wiederfindest, was Du verloren, dann müssen wir uns trennen... trennen für immer.“

Ihre Stimme verriet die innere Bewegung, ihre Augen waren mit Tränen gefüllt.

„Was habe ich denn verloren?“

„Den Glauben, den Glauben, den Dich Deine Mutter einst gelehrt!... Und da ich von Dir auch in der Ewigkeit nicht getrennt sein will, so ist es notwendig, daß Du diesen Glauben wiederfindest.“

Die Frau brach abermals in Tränen aus; er entfernte sich, ohne ein Wort zu sagen.

Der Schlummer senkte sich in dieser Nacht nicht auf die Augen der tiefstergiffenen Frau; sie durchwachte die Nacht im Gebet... aber auch er fand keine Ruhe. Sie hörte ihm extert in seinem Zimmer auf- und abschreiten und oft die Worte wiederholen: „Den Glauben, den Glauben meiner Mutter — den Glauben meiner Frau und meines Kindes!“

Am anderen Morgen trat er in das Zimmer seiner Gattin, ohne ein Wort zu sprechen. Plötzlich, wie von einem besonderen Gedanken ergriffen, sagte er: „Habt Ihr heute einen Festtag?“ — „Ja, mein Lieber, das Fest des hl. Antonius von Padua.“ — „Ach, das Fest des Heiligen, dessen Statue Ihr hier verehrt?“ — „Jüngling Dank, hl. Antonius!“

Und als die Frau ihn erkannt und erwartungsvoll ansah, rief er, die Arme nach ihr ausbreitend: „Ja, ja, meine Teuere, Eure Bitte ist erfüllt; ich habe wiedergefunden, was ich verloren hatte.“

Noch am selben Morgen rief der Bruder Pförtner des Franziskanerklosters einen Vater, damit er die Beichte des alten Offiziers, der seinen Glauben wiedergefunden hatte, höre.

Stiefmüeterli

Von Kaver Herzog.

Nachdruck verboten.

8. Entweder verkaufen oder heiraten.

Als Bonaparte Präsident der Republik war, aber lieber Kaiser gewesen wäre, da sagte er nicht: „Ich will Kaiser werden“, sondern gab sich den Anschein, als zwingen ihn Lage und Umstände, die Krone auf sein Haupt zu setzen! Er wollte nach und nach die Republik um ihren Kredit zu bringen. Gleich Scheidewasser verstand er es, die Kammern aufzulösen und die Parteien zu brechen, bis fast so viele Parteien waren, als sie Mitglieder zählte. Er brachte ein Ministerium zur Türe hinaus, so folgte ihm das neue schon wieder nach, daß alle Wochen eine andere Regierung kam. Da endlich meinte der schlaue Bonaparte: „Ihr seht selber, wie es geht und was für eine Unordnung das ist; sollte es nicht besser kommen, wenn wir das alte Reich wieder herstellten und ich gleich Kaiser würde?“ Und der Napoleon wartete nicht einmal, bis die Kammern Amen sagten, sondern zog sofort den Kaiserrock an, und jetzt war wieder Ordnung im Lande.

Präzis so machte es auch unser Klaus. Er sagte niemandem, daß er mit Anni an seinem Markt das Heiraten schon abgekartet und nicht mehr zurückgehen könne, sagte überhaupt nicht, daß er heiraten wollte, aber regierte daheim so, daß alles auf die Meinung kommen mußte: so kann es auf der Falleren nicht lange fortgehen, der Klaus muß wieder heiraten, sonst kommt er um Sad und Bad. Er stellte Knechte an, von denen er schon wußte, daß es nichts mit ihnen sei, und gab dem Kösel eine Magd, von der er wohl wußte, daß es Händel absepte. — Hatte er den Schneider oder Schuhmacher, den Wagner oder Sattler auf der Stör, so richtete er es so, daß man immer nur zur Unzeit essen konnte, schickte Kösel noch schnell ins Dorf oder anderswo hin, daß er sagen konnte: „Es ist keine Ordnung, ich kann es nicht so haben, Kind ist Kind, Kösel sollte jemand haben, bei dem es die Haushaltung lernen könnte. Ich selber kann nicht immer daheim sein und dann ist niemand, der dem Hause vorsteht, Reb und Antwort gibt; und der Jakobli, er ist ein guter Bub, aber doch noch wohl jung. Auch folgen die Kleinen dem Kösel nicht, — überhaupt, wo keine Mutter ist, steht das Haus auf einem Bein und alles hinkt.“

Die Kinder ihrerseits wollten keine Stiefmutter, und wenn der Jakob gefragt wurde, so räumte er: es soll nur eine kommen, er wolle ihr aufwarten, daß sie nicht selber einzubrocken brauche. Eher gehe er fort, als daß der Alte wieder eine Frau nehmen soll. Und Kösel meinte, soviel wie eine Stiefmutter arbeite, könne es auch, sie hätten noch immer gegessen, was es gekocht, — insgeheim aber suchte es trotzdem für Anni zu intrigieren, sofern doch noch einmal geheiratet sein müsse. Anni ließ Kösel nie bei der Mühle vorbeigehen, ohne mit ihm zu plaudern, gab ihm ein schönes Rählissen, verehrte ihm sogar ein goldenes Ringlein und ließ oft durchblicken, wie es nicht regieren wollte, wenn es schon in die Falleren käme. Es wäre ihm mehr darum zu tun, daß Babeli nicht käme, denn es, Kösel, die Kinder und der Vater würden es erbarmen, wenn sie eine solche Stiefmutter bekämen, dann würde der Bub gar alles Meister und würde die Mädchen esagen, daß es ein Graus wäre!

Und Jakob war wirklich für das Babeli und er wußte warum: die Müller-Anni bringe nichts und habe nichts und verstehe nichts, darum wolle es auch niemand, und es sei sonst im Wschrei, er wisse schon warum. Nun zählte Babeli dem Jakob an, wie Kösel von Anni Geschenke habe; aber wie viel Anni aus der Falleren habe, vom Vater und vom Kösel, das wisse nicht jedermann. Der Vater brauchte ja gar nicht zu heiraten, es käme ja ohnehin, den Kindern zu lieb, zu ihnen; aber Vater und Kösel seien gleich blind. Indessen: „gib du mir nicht ab, so lang du dich wehest, kommt der Müllerseel nicht so leicht zu euch, er fürchtet dich!“

Der Klaus steuerte mit unbegrenzter Halsstarrigkeit auf seinen Zweck, nämlich auf Anni, zu, sah es nicht gern, daß die Kinder zu Babeli

gingen, hatte immer etwas in der Mühle zu tun und hing nun auch an, mehr und mehr Geld zu brauchen, zahlte da und dort gar nicht und an andern Orten ließ er auf Zahlung warten, bei unbedeutenden Posten. Im Haus selber, im Stall, auf dem Feld war eine Ordnung, wie wenn nicht bloß die Frau, sondern der Mann auch noch dazu gestorben wäre. Allein, wie gesagt, der Klaus hatte leicht diesem Zerfalle entgehen können, wenn er mit seinen Kindern gegangen wäre, aber er wollte keine Ordnung, die Leute sollten sagen: Man sieht, daß der Klaus keine Frau mehr hat, es geht nicht da unten, er muß wieder heiraten und zwar je eher desto besser, sonst kommt er noch ab dem Heimet — so etwas hörte der Klaus gern.

Klaus schmeichelte indes beiden größeren Kindern, sagte, sie hätten es doch zu streng, die Leute haben ihm schon Vorwürfe darüber gemacht, und so er heiratete, wäre ihnen allen besser. Auch nähme er keine, die nicht etwas brächte, und versprach nun dem Jakobli, ihm ein Roß zuzutun, tat es aber doch nicht; und dem Kösel stellte er in Aussicht, es könne ein Jahr in die Stadt, um auch feinere Arbeit zu lernen, er könne es dann wohl entbehren.

Damit nun dem Jakobli und Babeli alle Hoffnung abgeschnitten würde, ging Klaus eins zum Pfarrer und redete mit ihm über die Dispensen, wenn er seine Schwägerin heiraten wollte! — Der Pfarrer wußte alles, was in Europa, Asien und Neuholand und sogar noch, im Mond und im hintersten Firksterne vorging; aber was in seiner Pfarrei geschah, das wußte er nicht und wollte es auch nicht wissen. Niemand durfte ihm etwas darüber berichten; er hielt alles für Weiberkatsch, für Spionerei und schloß sich ebenso beruhigt in solcher Unwissenheit, als ihn jedes Unangenehme aus seinen Zeitungen und Bandkarten aufschreckte. — Daß dem Klaus vor zirka drei Jahren seine Frau gestorben und er also ein Witwer sei, daran erinnerte er sich noch; daß er aber wieder heiraten wolle, das war ihm so verborgen als gleichgültig. Er wußte nicht, wie die Sachen liegen, wie die Haushaltung gespalten sei und der Klaus den Kopf verloren habe. Und als nun dieser ihm eine mühselige Dispensgeschichte in Aussicht stellte, die mit vielen Schreibereien verbunden sei, so wollte er sich ganz und gar nicht in die Sache einlassen. Statt aber dem Manne zu sagen, aus was für Gründen solche Ehen verboten seien und was es mit der Dispens für eine Beschaffenheit habe, statt ihm überhaupt aufzufordern, den Kindern dieses Opfer zu bringen, und statt ihm die Anni abzurufen, wie er ihn gleich heim, nur damit er ungestört in seinen grundgelehrten Büchern forschen konnte. Klaus ging wie im Triumph heim und trug nun dort ein Schauspiel an, das seinen Entschluß zur Reise brachte.

Der Jakob und der Knecht und ein Kind saßen am Tisch und hatten ihr Abendbrot vor sich, innen im Speisaboden hörte der Vater das Kösel, die Magd und drei Kinder klopfen, weinen und aufbegehren, denn sie waren wegen des Anni, das ins Haus gekommen war und mit dem der Sohn die Stiege hinabfuhr und das selbe fortgesetzt hatte, hintereinander gekommen, und Jakob hatte sie eingesperrt!

Nun begehrte aber Klaus auch auf und tat den alten Spruch, heiraten oder verkaufen, so wolle er es nicht. Klaus wollte nun den Bub auch einsperren zu den andern, der aber floh zu seinen Großeltern! Das war dem Klaus gar nicht recht, denn er mußte seine Schwiegerleute fürchten und zwar nicht ohne Grund. Abends ging er selber hinaus, um den Jakob heimzuholen, und jetzt kam zu Erörterungen. Der Vater deutete darauf hin, daß Babeli zu ihm kommen solle und das Hausweien führen, man sehe ja wohl, daß es so nicht weitergehen könne. Nun packte aber Klaus aus, daß er gerne Babeli genommen hätte, aber nicht dürfe, der Pfarrer gebe es absolut nicht zu, und sagte nun etwas

von Anni — wdrauf die ganze Versammlung verstimmt war und Ausdrücke kamen wie: „Gef, und „das tun wir nicht, eher nehmen wir die Kinder hierher, nur Anni nicht!“

Babeli erböt sich sogar, auch ohne Heirat, ohne Lohn zu ihm zu kommen, es sei ihm allein nur wegen der Kinder und daß die Müllerseel nicht komme und meinte, man könne es doch eine Zeitlang probieren!

Jetzt war Klaus übel dran und hätte viel gegeben, wenn dieser Antrag nicht gestellt worden wäre, denn er konnte und durfte ihm nichts entgegenhalten. Und offenbaren, wie weit es zwischen ihm und dem Anni gekommen, durfte er noch viel weniger. „Man kann sich etwa besinnen“, sprach er endlich mit großer Verlegenheit, und Jakobli ging mit ihm heim; aber es war dem Klaus nicht wohl um's Herz.

Nun ließ Anni dem Klaus zu wissen tun, in vierzehn Tagen fahre es mit dem Schmied ab, der schon lange ihm nachgezogen, er solle sich erklären! Klaus gab eine zweideutige Antwort, die aber Anni für ganz entschieden günstig auslegte und hinterücks in der Hochmatt verlauten ließ, es sei nun doch Hochzeiterin mit ihrem Tochtermann. Da geht der alte Hochmatt, der Schwiegervater, zum Botenweibel und läßt den Klaus um die Summe von zweitausend Gulden betreiben. Jetzt waren die Würfel geworfen, die Brücke hinter ihnen verbrannt! Klaus am gleichen Abend in die Mühle hinüber, bekommt das Geld auf den ersten Wink, zahlt seinen Schwiegervater — und drei Wochen nachher hielt er mit Anni Hochzeit.

4. Eine „gute“ Stiefmutter.

Jetzt war dem Anni geholfen. Lieber einen Witwer mit Kindern als gar keinen Mann. Denn mit dem Schmied wars natürlich nichts. Was die Kinder anbetrifft, so macht ihm das keinenummer. Kösel ist auf seiner Seite und den Bub will es schon „drehen“; Babeli und Peterli sind noch jung. — Jakobli wollte gleich vom Vater fort und heim nach der Hochmatt, aber Klaus hatte ihn mit dem Landjäger haken lassen, da ist er sonst gekommen, aber wie! — Er sagte der neuen Mutter niemals Mutter, sondern: Frau Klaus, Mülleranni, Alte. Er nahm nichts von ihr ab und hockte die Kleinen auf, die Suppe selber herausschöpfend und Brot selber abzumessen, ja zuerst wollten sie an einem eigenen Tische essen. Was die neue Frau immer sagen mochte, so bekam sie zur Antwort, das gele sie nichts an, sie seien vor ihr hier gewesen, sie sei nur eine Stiefmutter.

Nichts halfte Anni so sehr und nichts konnte ihm so weh tun, als daß es eine Stiefmutter sei. Es wollte vor allem im Hause einer „freien“, wohlwollenden, lieben Mutter stehen und hatte sich vorgestellt, mit Schöpfung, mit Geben und Verehren, mit Vor- und Nachgeben, mit gut Reden und Schmeicheln werde es den Trost und den Eigensinn der Kinder bald überwinden. Sie seien bloß ausgehebt von denen da „oben“, es sei bloß verlästert. Wenn sie es einmal recht kennen lernen und einsehen, wie es gut mit ihnen umgehe, so wolle es ihnen in den ersten acht Tagen den Trost schon brechen; wenn es nicht gehe mit Liebe, so nehme es den Steden! —

Kösel natürlich hatte immer gut Wetter. Es durfte so lange liegen bleiben, als es wollte, es durfte immer in der Stube sein: Anni ging statt seiner in die Küche, kurz, tat alles für Kösel. Ging dieses gern, sogar an Werktagen, irgendwohin, so hatte es volle Freiheit; vorzüglich hatte Anni es gern, wenn es in die Mühle ging, und wenn Annis Bruders-Sohn, der Louis, mit ihm heimkam und dann auch noch daheim sich mit ihm unterhielt.

Zweiterlei Kniffe dachte Anni aus, um nicht bloß die Kinder, sondern auch die öffentliche Meinung zu gewinnen und das schwarze Brandmal einer Stiefmutter von sich abzuwaschen: die Kinder sollten vor allem fett werden, es wolle sie eigentlich mästen, damit es heiße: seht ihr da etwas von einer Stiefmutter?

(Schluß folgt.)